



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Einiges über Haller.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nen den Vorübergehenden klagen, daß er soeben sein ganzes erspartes Geld in Betrag von zwölf Paoli (circa zwei Thaler) als Monatssteuer bloß für das Recht hatte hergeben müssen, in einem Winkel der Straße alte Schuhe zu flicken. Wer eine größere Werkstatt aufzuschlagen und Gesellen zu halten vermag, kann, namentlich wenn er sich mit Anfertigung von Kleidungsstücken und Frauenputz befaßt, bessere Geschäfte machen, da der wohlhabende Italiener sich gern gut anzieht und die Frauenwelt viel auf neue Moden hält. Fabriken aber finden sich im Kirchenstaat fast nirgends, man müßte denn die Seidenspinnereien dahin zählen, die einige Sommermonate hindurch das weibliche Geschlecht in Nahrung setzen.

Sicherlich verbirgt sich hinter der Oberfläche von Unsauberkeit und Viederlichkeit, Trägheit und Unwissenheit, der wir in diesen kleinen Orten der römischen Provinz begegnen, ein guter Kern, der nur der Politur bedarf, um zu glänzen. Aber es wird Mühe kosten, die Bevölkerung aus dem Sumpf zu ziehen, in den sie durch unglückliche Verhältnisse versunken ist, und ob die Zeit dazu schon gekommen, lassen wir dahin gestellt. Erhebt es sich einmal wirklich zu neuem Leben, das Volk Italiens, so wird es so schön sein, wie sein Himmel und die Farben seiner Berge und vielleicht von Neuem eine Mission für die ganze Culturgeschichte erfüllen. M. v. A.

Einiges über Haller.

Indem wir fortfahren, den Schweizer Bildersaal zu durchwandern, den Mörkoser uns eröffnet, stoßen wir zunächst auf Haller. Mörkoser schildert ihn hauptsächlich vom bürgerlichen Standpunkt und zeigt, daß er in der Verwaltung des Staatsamts ebenso tüchtig war wie als Gelehrter und Dichter. Was dieser Mann anfaßte, führte er gründlich durch.

Es wäre zweckmäßig, wieder einmal eine ausführliche Biographie zu versuchen; nur müßte der Biograph zugleich ein tüchtiger Physiolog sein. Zimmermann's Biographie von 1755 faßt zwar hauptsächlich die gelehrte Seite seiner Thätigkeit ins Auge, aber sie war schon für die damalige Zeit ungenügend. Eine Stelle dieser Biographie verdient angeführt zu werden, um zu zeigen, wie sehr die Zeiten sich geändert haben. — „Worin soll denn unsere Nation ihre Ehre zeigen? fragt Zimmermann. Unsere Siege sind vergessen;

der Ruhm eines Bernouilli, eines Euler wird bleiben, wenn man nicht mehr weiß, daß Schweizer gestritten haben.“ — Eine solche Aeußerung, die in jener Zeit keineswegs vereinzelt dasteht, lehrt uns, ein wie großes Verdienst sich Johannes Müller nicht bloß um die Schweiz, sondern um unsre ganze historische Auffassung erworben hat.

Was Mörkoser über die andern Seiten Hallers sagt, genügt nicht; am meisten hat uns in Erstaunen gesetzt, was er S. 63 über Hallers Tagebuch bemerkt; er kann dasselbe unmöglich vor Augen gehabt haben, denn das Meiste ist unrichtig. Doch können wir diesen Punkt übergehen, da wir vor kurzer Zeit den Lesern der Grenzboten einen Auszug aus diesem Tagebuch gegeben haben. Wenn das Christenthum keine bessern Empfehlungen hätte, als diese unglückseligen Grübeleien, in denen ein stolzer Geist mit seiner Hypochondrie coquettirt — der Ausdruck ist nicht zu stark! — so würde es traurig damit beschaffen sein.

Was Hallers Bedeutung als Dichter betrifft, so möchten wir ihn fast höher stellen als Mörkoser. Haller wird in der Geschichte der deutschen Dichtkunst eine sehr hervorragende Stelle einnehmen. Die Periode seines poetischen Wirkens war kurz: sein erstes Gedicht von Bedeutung: „die Alpen“ ist von 1729 und mit 1736 ist sein Schaffen so gut wie abgeschlossen. Es war dieselbe Periode, in welcher Gottsched mit großem Erfolg die Grundsätze der Wolf'schen Denkart auf das Gebiet der Redekunst und der Poesie anwandte, indem er die letztere, wie wir im vorigen Heft gezeigt, als eine Untergattung der ersteren betrachtete.

Die zweite schlesische Schule hatte sich bemüht, die Sprache der Poesie über die Prosa zu erhöhen; da es ihr aber an wahren Inhalt des Herzens und an ernster Bildung fehlte, war sie über diesem Bemühen in Schwulst und in sinnlose Phrasen verfallen. Um diesen Fehler zu vermeiden und in dem Bestreben, eine correcte hochdeutsche Sprache nach der Art des akademischen Französisch herzustellen, verlangte Gottsched, daß die Gesetze der Prosa auch für die Poesie gelten sollten. Er verfuhr darin ganz im Sinn seines Lehrers Wolf, der die Empfindungen und sinnlichen Anschauungen für „unklare Begriffe“ hielt, und an die Kunst wie an die Wissenschaft die Forderung stellte, diese unklaren Gedanken in klare und deutliche zu übersetzen.

Haller dagegen blieb der alten Ueberzeugung treu, daß die Poesie und namentlich die poetische Sprache etwas Höheres sein müsse als die Prosa. Aber er wählte ein anderes Mittel als die Schlesiern: statt die Phantasie von dem Gesetze des Gedankens zu entbinden, suchte er den Gedanken so zusammenzudrängen, daß er den Leser zu einer Selbstthätigkeit nöthigte, im gewissen Sinn wie ein Räthsel, dessen Auslösung überrascht, aber doch als nothwendig erkannt wird. Der Unterschied seiner poetischen Sprache von seiner prosaischen besteht hauptsächlich in der Auslassung der Mittelglieder. Uebrigens aber soll

der Poet nicht nur eben so richtig denken wie der Prosaisker, sondern er sollte noch strenger und ernster von seinen Gedanken Rechenschaft geben. Ein ähnliches Gesetz beobachtet er bei seinen Bildern und Schilderungen; er gab nicht eine vollständige Beschreibung, sondern er stellte die Elemente des Bildes sinnig zusammen und überließ der Einbildungskraft des Lesers sie zu verbinden.

Diese Methode hat die poetische Sprache sehr gefördert; ein weiterer Fortschritt blieb Klopstock und in noch höherem Grade Goethe vorbehalten, nämlich die Elemente der Anschauung so in Stimmung aufzulösen, daß daraus unmittelbar ein ideales Bild hervorgeht, etwa wie eine im Mondlicht zerfließende Landschaft.

Als Beispiel eine Stelle aus den Alpen:

Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Hier haben wir nur die Elemente der Anschauung, die man im ersten Augenblick nicht versteht, weil die Mittelglieder fehlen. Wenn man aber erfährt, daß oben am Berg die Wolken liegen, während der Staubbach durch seinen starken Fall einen Nebel erregt, und daß der Wanderer dies durchs Fenster betrachtet, so findet man durch jene epigrammatische Zusammenstellung die Anschauung lebendiger geworden.

Die englischen Dichter hatten ihn angeregt. „Die philosophischen Dichter, schreibt er 1748, deren Größe ich bewunderte, verdrängten bald bei mir das aufgeblähte Wesen Lohensteins, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmt.“ Von ihnen nahm er „die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtkunst“ an. „Nach meinem Begriff muß man die Aufmerksamkeit des Lesers niemals abnehmen lassen. Dies geschieht unfehlbar auf eine mechanische Weise, sobald man ihm einige leere Zeilen vorlegt, wobei er nichts zu denken findet. Ein Dichter muß Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen aufeinander häufen, oder gewärtig sein, daß man ihn weglegt.“ —

In den Alpen ist zweierlei zu unterscheiden, das descriptive Moment und das sittliche. Was die Beschreibung betrifft, so vermißt man etwas, was man bei dem Dichter der „Ewigkeit“, der Millionen auf Millionen Jahre von ihr abzieht um sie dann ungeschmälert zu finden, wol erwarten möchte, nämlich das Element des Kolossalen und Gigantischen. Von diesem ist in dem Gedicht fast gar nicht die Rede. Haller beobachtet die Natur der Alpen als Botaniker, er zerlegt sie in ihre kleinen Erscheinungen; in jeder ist er tüchtig, sinnig und bedeutend. Einen eigentlich poetischen Eindruck macht das Gedicht keineswegs, namentlich da die Sprache mitunter durch sehr starke Härten entstellt wird; aber es ist eine Lectüre, die sich noch heute lohnt, und aus der die nächstfolgenden Dichter, auch Klopstock und Goethe, sehr viel gelernt haben.

Bei weitem wichtiger ist das sittliche Moment. Es ist noch nicht genug darauf aufmerksam gemacht, daß Haller, dessen poetische Sprache nicht die entfernteste Spur von Sentimentalität zeigt, in Bezug auf die Stoffe der Vater der deutschen Empfindsamkeit genannt werden kann, und daß er darin der Vorgänger Rousseaus ist, den er vom christlichen Standpunkt so ernsthaft bekämpfte. Das Pathos des ganzen Gedichts ist nämlich die Sehnsucht des städtischen Patriciers, der in seinen Umgebungen nur Selbstsucht und Heuchelei erblickt, nach freier unbefangener Natur. Dies Ideal der Natur sucht er theils in der wirklichen Natur im Gegensatz zur Menschenwelt (die Welt, sagt Schiller, ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!) — theils in dem einfachen und beschränkten Leben der Alpenbewohner. Dieses Leben, wie er es schildert, ist freilich ein Ideal, und die modernen Dorfgeschichten haben ganz mit Recht nachgewiesen, daß Leidenschaft und Unfriede in der Hütte ebenso wohnen wie im Palast; aber es ist doch nur so ein Ideal wie das Deutschland des Tacitus oder der Frau von Staël. Alle drei Schriftsteller schildern ihren Gegenstand im bewußten Contrast gegen die Atmosphäre, die sie selber athmen, und durch diesen Contrast wird ihre Anschauung gefärbt, aber eine wirklich sehr stark sinnliche Anschauung liegt zu Grunde. Haller zeigt einen viel tiefern Blick als Gessner, da er seine Sehnsucht auf ein wirkliches Bild heftet, während sich dieser in ein Feenland verliert, das er Arkadien tauft. Es ist überhaupt sehr interessant, bei den Anfängen unserer schönen Literatur zu verfolgen, wie nahe die damaligen Dichter dem Genre kamen, das wir heute das realistische nennen, wie aber stets das Vorbild der vermeintlichen Antike dazwischen trat. So gibt z. B. Voß in seiner Schrift gegen Stolberg so außerordentlich schöne Darstellungen der gesellschaftlichen Naturzustände im Land Hadeln, daß wir heute gern verschiedene Linsen dafür hingeben würden, die Oden noch gar nicht mit gerechnet, wenn er diese Bilder weiter ausgeführt hätte. Goethe hat in Hermann und Dorothee mit dem Blick des Genius sogleich das Richtige getroffen, obgleich er jenen Naturzuständen viel ferner stand, in denen Voß wirklich lebte und die er wol zu würdigen verstand, die er aber in der Poesie einem kindischen Unschuldsideal opferte.

Haller war Berner Patricier und kannte auch als Gelehrter die sittliche Corruption sehr gut, die in den höheren Ständen herrschte; wenn er ihr in den Alpen ein Ideal entgegenstellt, so charakterisirt er sie in den drei großen Satiren mit leidenschaftlichem Haß. Etwas Rhetorik ist freilich dabei und namentlich in den „verdorbenen Sitten“ geht das Bedürfniß der Declamation nicht selten mit dem ruhigen Urtheil durch; aber grade in dieser letzten Satire ist derselbe Grundton wie in den Alpen nicht zu verkennen. Sucht er hier das Ideal patriarchalischer Zustände als Reisender, so findet er es dort

in der Geschichte. Die bedeutendste von jenen Satiren ist die „über die Falschheit menschlicher Tugenden,“ und man muß darauf achten, daß sie sich hauptsächlich gegen den Pietismus und Pharisäismus wendet. Die Verachtung gegen die Missionäre, die bei den Heiden den Märtyrertod leiden und dafür bei den Christen als Heilige angebetet werden, ist in den stärksten Worten ausgedrückt. („Ist denn der ein Held, der am verdienten Strick noch prahlt am Galgenfeld?“) Nun kann man freilich sagen, daß dies zunächst den Katholiken gilt, weil das protestantische Missionswesen noch nicht im Gange war; aber die Sache bleibt dieselbe, und um keinen Zweifel zu lassen, wird zuletzt die Lehre Epikurs verherrlicht:

Nicht jenes Wahngespennst, das Zeno sich erdichtet,
 Das nur auf Dornen geht, zum Elend sich verpflichtet,
 Die Welt zum Kerker macht, mit Müß sich Dual erkliest,
 Und unerträglicher als alles Uebel ist.

Später hat er freilich hinzugesetzt, Epikur sei ein Plagiarius gewesen u. s. w., das ändert aber wieder an der Sache nichts: im Jahre 1730, als er jenes Gedicht schrieb, stand er, der spätere Pietist, auf demselben Boden des Naturalismus und Deismus, auf den seine nachmaligen Gegner Voltaire und Rousseau sich stellten. Ein Zug, der noch weiter in diesem Gedicht an Rousseau erinnert, ist die Verherrlichung der Indianer; am freudigsten aber würde Rousseau die folgenden Zeilen unterschreiben:

Von dir, selbstständig's Gut, unendlich's Gnadenmeer
 Kommt dieser gute Zug wie alles Gute her.
 Das Herz folgt unbewußt der Wirkung deiner Liebe,
 Es meint frei zu sein und folgt deinem Triebe.

D. h. mit andern Worten: das Herz, wo es sich selbst folgt, ist gut; der Pietismus dagegen lehrte: das Herz, wo es sich selbst folgt, ist böse. Dies ist der große Gegensatz, der das achtzehnte Jahrhundert bewegt; in Frankreich bis zur großen Revolution, in Deutschland, bis ihm Kant eine höhere Lösung gibt.

Was den Umschwung bei Haller herbeiführte — er soll ums Jahr 1732 stattgefunden haben — ist nicht vollständig bekannt, nach seiner eigenen Angabe die Lectüre eines religiösen Buchs. Die beiden folgenden großen Gedichte „über den Ursprung des Uebels“ 1734 und über „die Ewigkeit“ 1736 sind schon in der neuen Stimmung geschrieben; indeß drücken sie nicht eine fertige Denkart, sondern nur das Ringen eines Geistes aus, der mit sich selbst in Unfrieden ist und die Lösung wohl hofft aber nicht findet. Die alte Stimmung der Satiren dauert fort, nur wird die Inveective diesmal von den Berner Patriciern auf das ganze Menschengeschlecht ausgedehnt. Von jenem

christlichen Pharisäerthum, welches alle „unwiedergeborne“ Tugend läugnet, ist hier noch keine Rede.

Doch nur im Zierrath herrscht der Unterschied der Gaben,
 Was Jedem nöthig ist, muß auch ein Jeder haben,
 Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht
 Nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
 Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
 Die dort an Michigans beschneiten Ufern wohnen,
 Und unterm braunen Sud fühlt auch der Sottentot
 Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot.

Dann folgt freilich eine Theodicee, die mehr der christlichen Ueberlieferung entspricht, die aber in der Mitte ihres Laufs inne hält, offenbar weil sie sich nicht weiter zu ratthen weiß.

Es ist noch über die beiden Iyrischen Gedichte zu reden. „Doris“ möchten wir gegen Mörikofer in Schutz nehmen. Es wurde in jener Zeit von jungen Mädchen ohne Arg gesungen, es behandelt die sinnlichen Empfindungen mit möglichster Discretion und enthält nicht bloß trotz seiner Weiterschweifigkeit wirklich sehr schöne Stellen, sondern wird auch im Ganzen durch einen frischen lebendigen Zug getragen. Haller selbst freilich sagt bei der spätern Ausgabe seiner Gedichte: „bei diesem Gedicht habe ich fast nicht mit mir einig werden können, was mir zu thun zukäme. Es ist ein Spiel meiner Jugend. Was uns im zwanzigsten Jahre lebhaft und erlaubt vorkommt, das erscheint uns im sechzigsten thöricht und unanständig. Sollten wir uns nicht vielmehr der Eitelkeit unserer Jugend als des unschuldigen Zeitvertreibs unserer Kindheit schämen? Aber da einmal dies Gedicht in so Vieler Händen ist, da ich es aus denselben zu reißen unvermögend bin, so muß ich dieses Angedenken einer herrschenden und endlich in einem gewissen Verstand unschuldigen Leidenschaft nur aufrecht lassen. Die Jahrzahl selbst wird das Uebrige erklären.“ — Das Gedicht ist nämlich ein Jahr vor seiner Verheirathung gemacht, und Haller empfand sehr richtig, daß, wer mit Marianne verheirathet ist, nicht solche Gedichte an Doris richten darf. Aber er empfand sehr unrichtig, wenn er glaubt, daß uns im sechzigsten Jahr als unanständig erscheinen muß, was uns im zwanzigsten als anständig erschien; unanständigriß es freilich, wenn der Sechzigjährige fühlen will, wie er als Zwanzigjähriger gefühlt hat, aber eben so unanständig, wenn er dem Zwanzigjährigen verargen will, so zu fühlen, wie er selber gefühlt hat. Uebrigens hört man doch aus jenem pietistischen Stoßseufzer eine gewisse, wenn auch verhaltene Vorliebe für die alte Empfindung heraus.

Was die „Trauerode an Marianne“ betrifft, so hat Mörikofer Unrecht, wenn er den Anfang als das Schlechteste betrachtet. Der Anfang ist vielmehr das Beste an diesem Gedicht, das sich zuletzt wieder in Weiterschweifigkeiten ver-

liert. Schiller hat den Anfang auch nicht getadelt, sondern ihn nur als charakteristisch für die sentimentale Poesie im Gegensatz zur naiven dargestellt. Bei größerer Belesenheit in den Alten würde er manche Parallelstelle gefunden haben.

Noch eine beiläufige Bemerkung. In der erwähnten Abhandlung über naive und sentimentale Poesie, die sehr viel richtige Winke enthält, die man aber um Alles in der Welt nicht als einen Abschluß betrachten darf, theilt Schiller die sentimentale Poesie in Elegie, Satire und Idylle ein. Wir sind überzeugt, daß ihn zu dieser Eintheilung, die sonst eigentlich durch gar nichts gerechtfertigt wird, die Lecture Hallers bestimmt hat: hier die Satire, dort das Alpenidyll, dort die Elegie an Marianne.

Ueber Haller als Kunstrichter hat Mörkoser wenig gesagt, wir wollen Einiges hinzufügen, da Haller seit 1747 in den Göttinger gelehrten Anzeigen einen nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt hat. Schon das Programm ist treffend und sehr umsichtig: er fordert eine scharfe und strenge Kritik, weil man sonst gar nichts nützt. Gleich im folgenden Jahr, unmittelbar nach dem Erscheinen der drei ersten Gesänge des Messias, gibt er eine kurze Kritik — soviel uns bekannt, die erste. „Uns ist diese neue Art von deutschen Versen gar nicht austösig, obwohl andere sein mögen, denen die vielen Dactylen hüpfend und die Spondeen holpricht vorkommen. Wir lassen uns dadurch gar nicht hindern eine ungemeine nachdrückliche, poetische und erhabene Kraft in den Ausdrücken zu finden, die wir in unserer Sprache noch selten so miltonisch bemerkt haben.“ In der Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte von 1768 sagt er, indem er seine eigene Methode rechtfertigt: „aber die Dichter, die nach uns auf den deutschen Parnas traten, gingen in dem neuen Schwunge ihres Vortrags unendlich weiter. Sie entsetzten den Reim von seiner so lange ungestörten Herrschaft und führten dabei das römische und griechische Sylbenmaß ein. Da aber die Trochäen und Dactylen im Deutschen fast unmöglich den Wohlklang der Alten erlangen können, da der Spondeus im deutschen Verse fast unerträglich ist, da die vielen G und die gehäuften Consonanten die J, D, A und U der Alten und die fließende Abwechslung mit Selbstlautern nicht ersetzen können, so wurde der Urheber der deutschen Hexameter genöthigt, dieser sich allzusehr der reimlosen Rede nähernden Art zu dichten durch andere Mittel den über die Prosa sich erhebenden Anstand der Poesie zu geben. Man führte neue, zusammengesetzte emphatische Wörter ein; man gab selbst der Sprache eine neue Wortfügung, die mit den alten Sprachen näher übereinkommt. Glückliche Dichter wagten sich an die neue Art zu dichten und gaben ihr, wie alle großen Beispiele thun, einen Vorzug und den Beifall des größten Theils der deutschen Nation.“ Er läßt das gelten, behauptet aber für sich das Recht der alten Formen. — 1771 schreibt er in der Göttinger gelehrten Zeitung: „freilich sehn wir lieber Klopstocks Werke sich vervielfälti-

gen, als die weiche Herzen der Jugend noch mehr erweichenden Werke der sogenannten Anakreonten. Freilich verehren wir Klopstocks Liebe zur Tugend und zu Gott. Ist schon unser Geschmaç an die neuen Wendungen noch nicht gewöhnt, womit er die Sprache bereichert hat; finden wir noch immer, hin und wieder sei man gegen Gott vertraulicher als es seine unendliche Größe zulassen sollte, so hindern uns diese eingeschränkten Gefühle nicht, das Große in Klopstocks Geist zu empfinden; so wenig wir uns an die neuen Sylbenmaße gewöhnen, so wenig wir die Harmonie in vielen derselben fühlen: so sehen wir nicht auf dieses uns fremde Aeußerliche, das durch schwache Nachahmer so oft mißbraucht worden ist; wir sehen auf das Herz, auf die edlen Gesinnungen und auf die athmenden Ausdrücke des Dichters.“

Für Ossian erklärt er sich 1765 mit größerer Wärme als ihm sonst gewöhnlich. Er zweifelt nicht an seiner Echtheit.

Nicht ohne Interesse wird es sein, die Urtheile über Shakespeare zusammen zu stellen. Zimmermann sagt 1755 im Leben Hallers: „der Mensch bringt zwar die Fähigkeit zur Dichtkunst mit auf die Welt, aber der Geschmaç bestimmt den Werth eines Gedichts. Ein himmlisches Feuer leuchtet aus Shakespears Werken hervor; die englische Nation stellt ihn meistens über alle Sterblichen hinaus. Allein der Mangel des wahren Geschmaçs und der Regeln des Trauerspiels verstellte seine Schönheiten und macht sie einem Strohfener ähnlich, das eine große Flamme ausgibt und uns wol erleuchtet, aber keine Wärme zurückläßt.“ — Haller sagt in den Gelehrten Anzeigen 1764: „Freilich ist Shakespeare ein Gemisch von Gold und Roth, aber das Gold bleibt rein, wenn es schon nicht in allen seinen Gedichten herrscht.“ 1765: „Ein großer Theil seiner Schauspiele sind voll Concetti und unnatürlicher Ausdrücke, zwischen denen allerdings zuweilen etwas unverbesserlich Schönes hervorschimert.“ — Dann folgt 1766 das erste bedeutende Wort über Shakespeare von Gerstenberg, 1768 das unsterbliche von Lessing. — 1771 sagt Haller: „Shakespeare hat unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmaç sinkt er in die niedrigsten. Es ist freilich wahr, der Geschmaç seiner Zeit hing an Hanswurststreichen. Gelehrt war er nicht. Wir können auch das Lob nicht zugeben, daß er die Leidenschaften vortrefflich geschildert habe, wenigstens nicht die Liebe.“ —!! —

In einem Brief an Gemmingen zieht Haller eine interessante Parallele zwischen sich und Hagedorn. — Beide haben mehr Geschmaç als Kräfte. Beiden war die Reise nach England sehr wichtig, denn die Bekanntschaft mit der englischen Literatur lehrte sie die Bedeutung der Worte und stellte ihnen die Aufgabe, mit den wenigsten Worten viel zu sagen. Beide hielten sich von den antiken Maßen fern; auch der neue Schwung der Sprache kam ihnen oft verworren und gezwungen vor. Aber Hagedorn lebte in der Gesellschaft

und trank gern Wein, Haller konnte den Wein nicht vertragen und fühlte sich am wohlsten in der Einsamkeit. Hagedorn war ein sorgloser Müßiggänger; Haller lebte in strengsten Studien und war zur Schwermuth geneigt; er arbeitete schwer, und dabei legte ihm die Sprache, die er erst lernen mußte, große Schwierigkeiten in den Weg. — In der That fließen seine französischen Briefe viel leichter als seine deutschen Schriften.

Ueber seine Poesie schwankte seine Stimmung; sein Ruhm war ihm wol lieb, aber die Beschäftigung mit weniger ernstern Gegenständen kam ihm doch frivol vor. La Poésie, schreibt er 26. Mai 1737 an den Landvogt Sinner, est si difficile qu'on ne peut y réussir sans être génie, et quel dommage pour un génie que de se reduire à faire des vers. — Das ist wieder die Stimmung der Wolfsschen Periode. Und dabei ist er doch sehr empfindlich, wenn Andere so denken. Un avantage aussi frivole que la poésie, schreibt er im August desselben Jahres, devrait-il m'ébranler? Et ne le fait-il point? L'homme est assez corrompu pour tirer vanité d'un habit, d'une reverence, d'un cheval, et suis-je meilleur que les autres? Les louanges, mon cher ami, ne valent rien pour nous. Quand même nous ne les croyons pas sincères, du moins nous croyons nous quelque mérite qui oblige les autres à se donner la peine de feindre en notre faveur.

Der wichtigste Fortschritt, den wir der Literatur von 1680—1750 verdanken, war die Erhebung des Deutschen zur Schriftsprache. Haller, um so verdienstlicher, da er mit seinem Dialekt zu kämpfen hatte, war darin der würdige Mitarbeiter von Thomasius, Wolf, Gottsched u. s. w. Mehr und mehr aber übermog bei ihm der Gelehrte, und 1778 fand er sich zu folgender Herzensergießung veranlaßt: „Es ist offenbar ein Unglück, daß nicht alle Gelehrte, wenigstens über die gründlichen Wissenschaften, lateinisch schreiben. Die Gewohnheit der heutigen Nationen, daß jede in ihrer eigenen Sprache schreiben will, wird zum unerträglichen Joch für die Gelehrten, die jetzt sechs bis acht Sprachen verstehen müssen. Ob wir heutzutage wohl nicht wie ein Cicero schreiben, so ist dennoch die lateinische Sprache unendlich schöner, reicher und wohlklingender, als alle heutigen Sprachen; und wo Kürze und Nachdruck sein soll, wie auf den Münzen und Steinschriften, müssen auch die Franzosen, die beständige Ausfälle gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache thun, auf sie zurückkommen.“ — Aus solchen Stellen sieht man, wie nothwendig es war, daß die Deutschen lernten, neben den „gründlichen Wissenschaften“ auch andere Dinge zu treiben; ohne durch die Poesie ihre Sprache wiederzufinden, wären die Deutschen ewig Varias geblieben. — Auch Kant wurde in den siebziger Jahren von seinem Freunde Ruhnken sehr streng getadelt, daß er sich des deutschen Idioms bediente, da er doch, wenn er Latein schriebe, der ganzen Welt nützen könne.

Haller's Artikel in den Göttinger Anzeigen beschäftigen sich hauptsächlich mit den französischen Freigeistern. — 1747 bringt er gegen Voltaire das Argument vor, die christlichen Wunder seien durch Augenzeugen bestätigt, die heidnischen nicht. 1748 vertheidigt er den „strengen, eifrigen Gott, der die Sünden der Väter heimsucht“ u. s. w., gegen den bequemen bon Dieu des Deismus. — 1750 findet der Briefwechsel mit Lamettrie statt, der die Unverschämtheit hatte, eins seiner frechsten atheistischen Machwerke Haller zu widmen, seinem angeblichen Lehrer und Zochbruder. Es ist der Mühe werth, bei Zimmernachzulesen, wie damals die Sache aufgefaßt wurde. — Abgesehen von den persönlichen Erörterungen gab Haller in der „Prüfung der Secte, die an Allem zweifelt.“ 1750 eine — freilich sehr politische — Widerlegung des Atheismus: er wies nämlich die praktischen Folgen des Unglaubens nach. Aus dem Atheismus folge die allgemeine Auflösung der Gesellschaft, die Herrschaft des Lasters, der Krieg Aller gegen Alle; aus der Liebe Gottes gehn alle Tugenden hervor. Der sei noch kein rechter Atheist, der etwas Anderes liebe als sich selbst. Auch bei dem Freigeist entspringe das wenige Gute, was er noch habe, aus den Resten des Christenthums. — Früher hatte Haller wie Wolf und die Mehrzahl der damaligen Philosophen, in manchen heidnischen Ländern, namentlich in China, eine vortreffliche Moralität gefunden: jetzt zeigt er, daß Alles Lug und Trug sei. — Die Leugner eines rächenden Gottes (also auch die Deisten) und eines ewigen Lebens schränken unsere Glückseligkeit auf die kurze Dauer unsrer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, kurz auf angenehme Empfindungen ein. — „Sollten nicht“, schließt er, „die Gelehrten, denen ein vorzügliches Maß der Erkenntniß zu Theil geworden, sie ihrem Geber heiligen? und statt unnützer kleiner Untersuchungen (Physiologie u. s. w.) das einzig Nothwendige, das Kreuz Christi, mit Rührung, Wehmuth und Nachdruck predigen? Und sollte nicht ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben, und bei sich selbst anfangen, dem Unglauben die überzeugenden Beispiele eines wahren Christen entgegenzustellen? gegen welche die Götzen des Heidenthums und die Prahlereien der Weltweisheit wie die Schatten der Nacht beim Anbruch der Morgenröthe verschwinden.“ —

Indem er 1750 Buffon wegen seiner Erdichtungen ziemlich schroff zurückweist, vertheidigt er doch den „Nuzen der Hypothesen.“ Freilich habe Cartesius durch sein leichtfertiges Construiren die Forschung zur Indolenz geführt, und die Verbesserung der Vergrößerungsgläser und anderer Mittel der Beobachtung habe der Wissenschaft mehr genützt als alle aprioristische Grübelei. Wollte man aber die Hypothese — den natürlichen Ausdruck der menschlichen Neugier — ganz aufgeben, so würde die Menschheit erstarren. Die Hypothesen sind nicht die Wahrheit, aber sie führen zur Wahrheit, wenn auch

auf Irrwegen, wie z. B. die Alchymie. — Ein System erinnere an den Ehrgeiz bei Alexander dem Großen: es werfe eine unzählige Menge Fragen auf, erzeuge die Polemik u. s. w. — Die kleine Schrift verdient, noch heute beherzigt zu werden.

Gegen Voltaire (1751—1757) nimmt er namentlich Luther in Schutz; die abenteuerlichen Ideen des Präsidenten der berliner Akademie, Maupertuis (z. B. das Recht der Wissenschaft, an Verbrechern Experimente in *anima vili* zu machen) widerlegt er mit sittlichem Ernst; Rousseaus Ideen sur *l'inégalité parmi les hommes*, bespricht er mit Antheil (1756), wenn auch mit Spott: ein allzu heller Verstand könne zur völligen Verrückung führen; dagegen tritt er ihm (1759) in seinen Angriffen gegen die Unsittlichkeit des Theaters völlig bei, und belegt sie mit Beispielen aus Molière: die *comédie larmoyante* erscheint ihm noch als die unschädlichste Gattung der Dramen. Gegen Hume vertheidigt er (1765) die Art, wie die Franzosen die Leidenschaften auf dem Theater darstellen, da sie auch im Leben an Zurückhaltung gewöhnt sind ihre Galanterie dagegen verwirft er ganz. — Helvetius bespricht er (1759) mit Abscheu, auch gegen Voltaire wird er immer härter. „Witz, Ironie, flüchtige Gelehrsamkeit, herzhaftes Bejahung ohne Beweis und ein brennender Haß gegen die Offenbarung: dünn verschleiert mit einiger Achtung für die Tugend und dem allgemeinen Glauben an Gott. Ueberall sprühen Funken von dem verzehrenden Feuer dieses Sceptikers.“ —

1772 schrieb Haller die „Briefe eines Vaters an seine geliebte Tochter über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung,“ die ursprünglich bestimmt waren, den Schluß seines Romans *Usona* zu bilden: allein er scheute sich, Gedanken über ewige Dinge mit einer Geschichte zu verbinden, „worin von Liebe und Kriegen und andern Geschäften des gemeinen Lebens die Rede ist.“ — „Die neuen Weisen, heißt es darin, haben ihren Hochmuth so weit getrieben, daß sie das Verderben des menschlichen Herzens leugnen, oder nur auf wenige, auf die größten Missethäter, auf ihre Feinde einschränken.“ — Die Verderbtheit der menschlichen Natur bedingt die Erlösung. — „Der erste Anblick dieses Geheimnisses ist von einer Höhe, worüber der Verstand erstaunt, worüber unsre Weisheit schwindet und die Kräfte der Vernunft einsinken. Der Ewige, das unbegreifliche Wesen zeichnet sich eine der kleinsten Erden aus; er beherzigt das Heil einiger Würmer, die auf dieser Erde ihre Nahrung finden, er theilt sich so, wie der Einzige sich theilen kann, er vereinigt sich innigst mit einem dieser Sterblichen, er leitet die Gedanken, die Thaten, die Lehren desselben durch die Stufen des Lebens eines Irdischen bis in einen elenden und schmachvollen Tod.“ — Das ist wohl nicht recht orthodox. Den Beweis für die Wahrheit der Offenbarung findet Haller

in den Weissagungen des Alten Testaments und deren Erfüllung namentlich durch die Auferstehung. — Die Hauptsache ist aber: „man muß die Beweise der Religion selbst einsehn, selbst fühlen, selbst mit allen Kräften des Verstandes und des Herzens bejahen, wenn sie unsern Leiden widerstehn sollen.“ „Wie wir unendlich viele Dinge nicht wissen, so kennen wir auch nicht genau die metaphysische Weise, wie die göttliche Gnade uns erleuchtet, wie sie auf uns wirkt. Niemand aber wird ernstlich sich Gott ergeben haben, der die Wirkung der Gnade nicht ebenso entscheidend empfunden habe, wie er die Triebe der Sünde gefühlt hat. Das Feuer, womit die Gnade unsere Triebe zur Besserung beseelt, die Flammenschrift, womit sie die Erkenntniß unserer Unwürdigkeit in das Herz gräbt, das brennende Verlangen nach dem Gefühl der göttlichen Begnadigung, sind Empfindungen, deren der Mensch bei allem sittlichen Genuß seiner Vernunft vollkommen fähig ist.“

Denn sie sind da, und wo sie nicht da sind, hat man doch das Bedürfniß nach etwas Aehnlichem. — Haller war von dem allgemeinen Glauben an die Güte der menschlichen Natur, wo sie sich selbst treu ist, ausgegangen; verbunden mit dem besondern Gefühl der Corruption seiner Umgebungen und der Schwäche seines eignen Herzens. Er suchte zuerst, wie später Rousseau, das Ideal in der Naturwelt; seine Isolirtheit nöthigte ihn, das Ideal in der Gnade d. h. im Unbestimmten zu hoffen. Er fand es nicht, er blieb bis an den Tod im Unfrieden. — Die obigen Stellen sind aus einer Zeit, wo bereits die Glaubensphilosophen sich regen: Lavater, bald auch Jacobi. Ueber ihre Beziehung zum Kirchenglauben haben wir schon Mehreres gesagt; wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen. Julian Schmidt.

Literatur.

Briefwechsel und Gespräche Alexanders v. Humboldt mit einem jungen Freunde aus den Jahren 1847—1856 (Berlin, Franz Duncker) — „In unserm Schreibenden, lesenden Deutschland,“ sagte Humboldt den 30. Juli 1856 zu seinem „jungen Freund, „hat ein Mensch wie ich das Unglück, als eine Art Wunder und Curiosität betrachtet zu werden. Alle drängen sich an ihn heran, als ob er der einzige Vertreter der Wissenschaft wäre. Hiezu kommt dann noch meine Stelle am Hofe, so daß ich nicht bloß Briefe von wissenschaftlichen Menschen erhalte, sondern